

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931

23.8.1931 (No. 34)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 34



23. Aug. 1931

Hermann E. Busse / Friedrich Alfred Schmid Noerr

Ein badischer Dichter.

Friedrich Alfred Schmid Noerr wurde am 30. Juli 1877 zu Durlach geboren, dem Blute nach ist er Alemanne, mütterliches Erbgut kommt wohl vom Schwäbischen herüber. Es ist auch für die heute so befremdende Wahl und Wirksamkeit seines dichterischen Stoffes, ja seines Aufenthaltes in der noch verhältnismäßig unberührten bayrischen Landschaft Percha bei Wildwald und Wasser, von Bedeutung zu wissen, daß er weit in die Vergangenheit hinein als Vater, Großvater und Ahnen Erbfürster und Forstbeamte hat. Keine andere Landschaft bricht noch so stark in den Erinnerungsraum früherer mythischer Zustände und Erlebnisse hinaus als der Wald.

Und keine Landschaft hat tiefer das religiöse Gefühlsleben, die Furcht und Pracht des heidnischen wie des christlichen Gottheitsbegriffens in große Geheimnisse des Naturgeschehens eingeschlossen als der Wald.

Es rauscht und raunt diesem Dichter im Blute. Alles, was er schafft, auch wenn es stofflich nichts mit dem Wald zu tun hat, ist dennoch im Raumgefühl dieser deutschen, ach, nennen wir es doch mit dem rechten Wort, — germanischen Seelenlandschaft entstanden.

Friedrich Alfred Schmid Noerrs Jugend umhegte nicht nur einen Platz, der ihm dann später als Kindheitsparadies mit mehr oder weniger idyllischem Erinnerungsgut erscheinen würde als Heimat. Viele Städte, vorab Städtchen badischen und schwäbischen Charakters, erheben Anspruch darauf, irgendwelche Schauplätze, man nimmt an, wohlbesessener Jugendzeit geboten zu haben. Jedenfalls muß er viel von der Atmosphäre, die der freieste und was Streife und Jagd anbetrifft, der älteste Männerberuf seit grauen Zeiten um sich schuf, eingesogen haben: Glaube an die magischen Mächte der Natur, oder wenigstens das Wissen um sie, kosmisches Fühlen, den Willen, sich vom Mythos bezaubern zu lassen, die Gabe, ihn zu beschwören.

Das kann unbewußt in den Männern vom grünen Hof gewebt und gewirkt haben, bei ihm indessen, der einem anderen Beruf folgte, wurde es bewußt und reif. Ich gebe zu, daß dies eine Konstruktion des Schmid Noerr'schen Ursprungs ist, die nur aus dem Wissen um Vererbungsregeln kommt, jedoch viel Wahrscheinlichkeit für sich hat. Wenn man seine Entwicklung nach außen hin betrachtet, so ist sie nichts weniger als alltäglich vor sich gegangen, dennoch steht sie im alemannischen Kulturkreis des Dichterwerdens nicht vereinzelt da. Ueberraschende Vergleiche mit dem Bildungsgang von Emil Goltz und Emil Strauß drängen sich förmlich auf. Sie streben nach einer, alle Gebiete des Wissens umfassenden Bildung, um das ihnen leidenschaftlich Gemäße endlich zu entdecken; sie müssen rastlos suchen, bis in das fast überzeitliche Mannesalter unruhig umhergetrieben sein, um dann aus ihrer Universalität auszubrechen in das Einmalige ihres Wesens. Vorgelesen sind diese Ausbrüche schon von früher Jugend an. Sie erleben sichtlich anders als der Durchschnitt, sie haben als Jünglinge die Manieren von Außenseitern, von Sonderlingen, sie finden als Mann keinen Anschluß an das Bürgerium, keinen aber auch an die Clique der Künstlerchaft. Sie stehen allein, und was sie schaffen, spricht die Masse nicht an,

natürlich nicht! Ihre Dichtungen sind in der Esse des einsamen Jeners gegliedert und getrieben worden, sie verlangen Stille und Tiefe, um wirken zu können. Das sind nun keine Eigenschaften der Masse.

Friedrich Alfred Schmid Noerrs Weg zum Wissen hat faustischen Untergrund. Faustisch im mythischen Sinn.

Es scheint gar nicht so merkwürdig, daß er zuerst Theologie studierte und sich dann zur Philosophie hinwand, sie verließ, um sich nacheinander auf den Gebieten der Jurisprudenz, Medizin, Nationalökonomie zu tummeln und zur Philosophie, den Kreis schließend, zurückzukehren. Somit erreichte er das Fundament, über dem der Bau seines Wesens wachsen kann, das Rüstzeug ist vorhanden. Die Räume füllt er mit deutschem Inhalt. Er muß. Wir wollen nicht irreführen — wie beschämend, daß man das betonen muß, sobald man sagt, einer schaffe deutsch, weil sofort politische Parteien des Glaubens sind, einer schaffe für oder gegen sie — Schmid Noerr weiß in seinen Werken nichts von Tendenz, nicht was rechts und links ist. Seine Dichtungen sind absolute Kunst, die deutsche Seele aus dem Ursprung zu bergen und ihrer Kostbarkeit die edle Fassung zu geben im Vers, in der mythischen Erzählung, im Roman, im Drama, in der dichterischen Darstellung von Kunstwerken deutschen Geblüts wie Grünewalds Pfaffenaltar.

Zunächst wählte er die Laufbahn eines akademischen Lehrers. Sie ließ am ehesten schöpferische Vermittlung seines Wissens zu und führte noch zu umfassenderer Ausbreitung und Vertiefung seines Lebensraumes. Er habilitierte sich in Heidelberg, schrieb über Kunst und Philosophie, forschte, haute, errang rastlos Neues, aber es ist nicht das, was er eigentlich will und muß. Er fühlt, daß er das Etwas gestalten sollte, das nicht mit Namen, Begriffen und Theorien lebendig gemacht werden kann, das Weben, das sich um die Dinge und Ereignisse wölbt wie eine besondere Luft, die überweltlich ist, und den orgelnden Muttergrund der Tiefe, wie auch das gloriose Leuchten der Höhe kreisend berührt.

Während er in Freiburg studierte, malte ihn Hans Adolf Dähler in die Menschenmauer seines mächtigen Prometheusbildes hinein, an die Hallenwand der neuen Universität.

Auf einer Reise verliert der Gelehrte das Manuskript seines kunsthistorischen Werkes, an dem er viele Jahre gearbeitet hat und sieht es nicht wieder.

Das sind Ereignisse, die in das Bild seines Menschenseins gehören. Stufen womöglich, über welche die Wandlung unaufhaltsam steigt. Schon längst dichtet er, während des Krieges erschienen in den „Weißen Blättern“ seine Gedichte „Straßen und Horizonte“¹⁾, reifes, reines Hochgewächs in Sprache, Form und Sinn. Im „Schwäbischen Triptychon“, eines Teiles der in schönem Band gesammelten Gedichte, erfährt man, woher der Dichter kommt auf dem Wege der Lyrik: von Hölberlin, Schiller, Noerr.

¹⁾ Wie alle Werke Schmid Noerrs im Soren-Verlag, Berlin-Grunewald, erschienen.

Sein Behramt bringt ihm nicht, was er erwartet hat an bleibender, innerer Dynamik. Auch wendet sich sein Weg, es dünkt ihn so, endlich zum Rechten. Er macht sich frei und siedelt nach München über, um ganz in seine Welt einzugehen. Es wird sehr still um ihn, Deutschland leidet, er leidet mit. Aus vielen Zweifeln rang er sich los und gelangte zum Glauben an die Erneuerung aus der inneren Kraft des Deutschen, der immer noch in den elenden Zeiten, wo Untergangsgefühle selbst den gemeinen Mann anrührten, sich auf seine ewigen Schätze der Ueberlieferung, der Geschichte, der Kunst besann, Neuerungen urväterischer, weltverbundener, erdnaher Religiosität. Außerdem ist ja Schmid Noerr ein typischer Süddeutscher, Farbe und Musik durchschwingen die Landschaft und durchschwingen die Menschen. Es ist für sie leichter, sich aus den äußeren Nöten und Kümernissen in eine andere Sphäre hinauszuretten. Die Vielfalt ihrer Heimat, Natur und Kreatur, verkündet ihnen mehr vom ewigen Wesen und Vergehen, als sonst eine deutsche Umwelt.

Daher kommt es, daß der Volksmund noch mythische Vorgänge zu berichten weiß, und namentlich Leute, die abseits in Gebirgstälern wohnen, tragen noch unbewußt ferne Völkereinerungen in ihre durchgrübelten Geschichten hinein. Auf dem Schwarzwald kann man zahlreichen Menschen dieser Art begegnen, und es wird auch in den Wälderlandschaften Württemberg und Bayerns solche geben. Auch diese Züge sind wahrzunehmen, um das Persönlichkeits- und Dichterbildnis Schmid Noerr's zu zeichnen.

Wir werden seine bunte, oft in barocken Melodien sich biegende Art des süddeutschen Temperaments gewahr in seinen Märchen oder besser mythischen Erzählungen, namentlich in dem in dieser Wochenchrift seinerzeit veröffentlichten „Zwiewelwid“, der wunderbaren Geschichte des Durlacher Schneiders Wost, auch in der auf einer badischen Sage beruhenden mythischen Novelle „Die Teufelsmühle“ (ebenfalls in der „Pyramide“ erschienen), und in der dem bayrischen Sagenschatz entnommenen Geschichte der „Krötenwallfahrt“. Gerade in der Durlacher Geschichte zeigt sich das tiefe Einfühlen Schmid Noerr's in die Volkspöpie. Dazu gehört natürlich auch Humor, und zwar jene musizierende Heiterkeit, die mit Witz und schallendem Gelächter nicht das geringste zu tun hat, sondern die den Spiegel, der das menschlich Allzumenschliche ernst und bedeutsam einfängt, mit neckisch-spöttischem Schleierpiel überhüpft, auf daß der tiefe Einblick ins ewig Unabänderliche nicht allzu tragisch ausfällt.

Es ist etwas Merkwürdiges in allen Dichtungen Schmid Noerr's: sie verführen, sie verwirren sogar scheinbar, sie zerren in wildfremde Gegenden, magische Umwelt tut sich auf, man eilt Irrlichtern nach, glaubt Beschwörungen, träumt schwer und träumt glücklich, eine ferne, weite Zeit füllt sich mit Sehnsucht auf, man will in sie eingehen, der Gegenwart gram sein, die uns all diesen leidenschaftlichen und vollblütigen Volkheitserlebnissen entfremdet hat, so daß das Elementare uns, wie schon gesagt, zu verwirren, gleichzeitig zu entrücken vermag, und wir dann, nachdem die Dichtung selber zum Schluß uns in träumerischer Klarheit und Ruhe aus all dem mythischen und magischen Realismus herausgeführt hat, behutsam in die Gegenwart zurückkehren, als kämen wir aus großer Weite glücklich müde her. Das Heimweh nach jener fernen Gegend unserer Seele kann uns ganz gut dann immer wieder befallen. Das ist dem deutschen Wesen angeboren.

In diese, zu den Urquellen hinabgestückte Welt führt Schmid Noerr's Roman „Frau Perchtas Auszug“. Er spielt in der Umwelt, in deren Herz Schmid Noerr wohnt, längst lebt er in Percha. Die Sagen der Altmütter wachsen ihm zu in Mondsonnennacht und Nebelwintertag, er sieht das göttliche Wesen und gestaltet es. Seine Sprache ist herrlich, selbstherrlich, ein herbes, blühendes, zauberhaft eindringliches Deutsch, das in Jahrzehnten nicht geschrieben wurde. Keine altertümelnde Rede-weise, dennoch ehrwürdig, aus überliefertem Sprachschatz geschöpft und zu Neuschöpfungen bereit. Ein Buch, geeignet zur Erweckung einer neuen Zeit; denn auch das Heutige wirkt dieser Weltweise und Dichter, der so gelehrt und dabei so lebensnah ist, in alle seine Dichtungen hinein, man vermag kaum mit dem Finger darauf zu deuten, aber man spürt es.

Wir dürfen nicht bei Einzelheiten verweilen, die Gesamt-schau nicht verzetteln, sondern möchten nur mit kurzen Hinweisen noch die anderen Schöpfungen nennen. Kunst und Künstler, die aus ihrem deutschen Stamm- und Urbild heraus in ihrem Wesen und Werk zu deuten sind, reizen ihn ganz besonders zur dichterischen Gestaltung: ein bedeutendes Buch, eines der besten, die es auf diesem Gebiet überhaupt gibt, falls seine Eigenart und Merkwürdigkeit eine Einreihung in das Bestehende erlaubt, das ist die Dichtung „Wie Sankt Antonii Altar zu Iphenheim durch Meister Matthijs Grünwald errichtet ward“. Das mit sehr schönen Bildtafeln ausgestattete Werk ist rundweg herrlich, begeisterte Aussprüche nannten es ein Standardwerk der Grünwald-

Forschung. Der Dichter-Philosoph setzt dem Maler-Philosoph ein Denkmal. Der in seinem Lebenslauf völlig unbekannt deutsche Meister wächst neu erweckt und erforscht aus seinem Altarwerk heraus, sein geistiges Antlitz und, wohl ganz wahr getroffen durch die psychologische Sehergabe Schmid Noerr's, sein Mannesantlitz schaut in unsere Zeit hinein, die es sehr nötig hat, sich auf das zu besinnen, was an höchsten, unvergänglichen Werten geblieben ist nach dem Sturm der letzten Jahrzehnte. Schmid Noerr schuf eine blühende, farbige, glühende Dichtung in Form eines Gesprächs des Meisters Grünwald mit seinen Auftragegebern und Besuchern. Was in diesen Gesprächen gesagt wird, ist immer gültig, es steht viel ewige Wahrheit in den Sätzen, neu gesagt in oft geradezu kraftstrobender Sprache, deren süddeutsch-alemannische Färbung nicht zu verleugnen ist. Es steht auch manches darin, das zum erstenmal gefunden wurde durch Schmid Noerr, den tiefen Denker. Und es stehen mutige Urteile dabei, unseren heutigen Kunstbetriebsamen aller Art ins Ohr gesprochen, falls sie feinhörig genug sein sollten, aber nirgends abschliche Tendenz, nirgends geringste Verletzung der künstlerischen Aussage durch eigenwilliges Temperament. Man sollte, wie aus allen Werken Schmid Noerr's, eine Fülle schöner, inhaltsreicherer Sätze aus dem Ganzen lösen. Sie würden für sich allein bestehen können. Dieses Grünwald-Buch ist ebenso verantwortungsbewußt wie genial gestaltet, weltanschaulich über alle Enge strebend, ein Meisterwerk deutscher Dichtung und ein Pfeiler der Grünwald-Forschung.

Die anmutige Dürernovelle „Das Leuchterweibchen“ beschäftigt sich mit der Gestaltung einer Dürerischen Ehekrisis, die geschichtlich auf wenig subtile Art überliefert wurde, wie man überhaupt der Dürerin manche Unbill angetan hat durch üble Nachrede, als deren Urheber man Dürers Freund Pirtheimer ansah. Mit wieviel Recht, das ist nicht mehr feststellbar, die Zeit verwischt solche Dinge. Dürer hat damals, als sein Weib mit seinem Freunde ins Gerede kam, in Italien gewieilt und Wandlungen durchgemacht. Seine Krisis im künstlerischen Ausdruck wirkte natürlich auch in sein Familienleben hinein. Agnes Dürer blieb, nur mit spärlichen Nachrichten ihres Ehemanns versorgt, in Nürnberg zurück, nicht ganz überzeugt von der ehelichen Treue des reisigen Gemahls im heiteren Süden. Hier greift nun Schmid Noerr mit seiner Novelle den wenig geschmeidigen Stoff auf. Er stellt Willibald Pirtheimer, Agnes Dürer, Meister Albrecht in ein magisch wirkendes Dreieck zueinander. Jede Person steht zwischen Zweien und strahlt ihr Wesen tragisch zwiespältig im Unterbewußtsein aus. Die Lösung ist so überzeugend glücklich und berückend lebensvoll, daß man am liebsten gleich noch einmal die letzten Seiten des Buches genießen möchte. Beim Blättern gerät man auch an Bilder nach Zeichnungen Dürers. Die Novelle verträgt den Bildschmuck: Agnes' und Pirtheimers Bildnisse, die Gestalten schöner Nürnbergerinnen, des Meisters Antlitz.

Die Dramen Schmid Noerr's „Gefangene“ und „Ecce homo“ wurden mit Erfolg in Mannheim und München aufgeführt, sie sind, wie es nicht anders sein kann, echt Schmid Noerr'schen Geblütes, mit ewig menschlichen, faustischen und religiösen Zügen in die Zeit hineingedichtet, sie entbehren nicht des Burlesken wie auch nicht des Metaphysischen. Vielleicht machen sich unsere badischen Bühnen in der Folge an die nicht einfache, aber wohl sehr wirksam sich gestaltende Aufführung des Stückes „Ecce homo“, das als Schauplatz eine moderne Mietskasernen- und als Träger der Handlung die einzelnen Etagenbewohner hat.

Schmid Noerr zählt jetzt 54 Jahre. Zwischen dem Erscheinen seiner einzelnen Werke liegen große Zeitspannen der Stille. Er ist einer von denen, die stetig schaffen, ihrer unverfügbaren Quelle sicher, helläugig die Gegenwart durchschauen, wissend dem Bleibenden dienen.

Er schafft sich seinen Kreis. Vielleicht ist es allzu weit in die Schicksaligkeit der Zukunft hineingegriffen, wenn man wähnt, es könne von diesem Kreis eine Volkheitsbewegung ausgehen, die nichts mit Politik und engem Landesgrenzengeist zu tun hat: nur so, daß jeder Stamm seine Wurzeln wieder spürt und um sein natürliches Wachstum wieder weiß.

Wohl dem, der so wie dieser lange Umgetriebene endlich das Anhalten des Fußes in der Lebensmitte besingen kann, und wohl dem, der solchen Sang des reifen Entschlusses in seinem Innern zu spüren vermag:

Vorbei, vorbei die bunten Jahreszeiten,
vorbei die Jagd, die in den Tod sich spielt.
Ich will nun nicht mehr mit den Dingen gleiten,
hier laß ich los, was mich in Wirbeln hieft.

Und kaum ich steh' und ewig Wurzeln schlage,
stürmt, stößt und saust ein Wutorkan, die Zeit
vorbei mir mit dem Nichts von Lärm und Plage,
der Geist ist still, es flattert nur das Kleid.

G. A. M. Müller / Am weißen Kreuz im Bienwald

Mitten im Bienwald, am Wege von Schaidt nach Neulauterbach, ragt unvermittelt ein hohes, weißes Kreuz empor. Der Fuß des Wanderers stockt, wenn plötzlich der geschlossene Wald sich öffnet und den Blick über eine Lichtung auf dieses stumme, feil zum Himmel ragende Mal frei gibt. Inmitten des blühenden, spritzenden, ringenden Lebens mutet dieses übergroße, schlichte Kreuz gar seltsam an. Stille ist ringsum. Nur der Bussard zieht hoch oben ruhig seine Kreise und Hasen und Rehe trifft man oft hier ähend an. Selten kommen hier Menschen vorbei. Wenn aber ihr Weg hier vorüberführt, so können sie sich dem Einflusse dieses mahnenden Kreuzes nicht entziehen. Und je nach der Tages- oder Nachtzeit, je nach der Stimmung, die über der Landschaft liegt, gehen sie entweder rasch, mit einem leisen Schauer im Rücken, vorbei, oder aber es gemahnt sie zur Raht und zur inneren Einfuhr.

Oft und gerne bin ich hier im Mittagsglast gelegen, ausruhend von froher Wanderung im weiten Forst. Um mich das Summen des Sommermittages, der grüne Wald mit seiner majestätischen Ruhe, die den erbitterten Kampf ums Dasein im Innern verdeckt, darüber der blaue Himmel mit seinen freundlichen, weißen Schönmutterwolken. Ruhend und in der Sonne blinzeln liege ich dann auf der dampfenden Erde, und meine Träume umspinnen das weiße Kreuz. Aber keine Inschrift, keine Zahl, kein Zeichen kündet von dem, was hier einst geschehen.

Ich kenne das Kreuz aber auch anders. Es war an einem gewitterschweren Abend, da wir hier vorüber kamen. In der Hand die gespannte Pistole, galt es, dem in dieser Gegend wildernden Gesindel das Handwerk zu legen. In den von leichtem Not überzogenen Abendhimmel ragte düster der Schatten des Kreuzes; ein leises, unangenehmes Gefühl im Rücken beschleunigte unsere Schritte. Unjerm Unternehmern aber schien das hohe Kreuz eine ernste Mahnung zu sein. In uns wurde da der Sinn geweckt für das, was sich das Volk von diesem Kreuz erzählt; denn keine verbürgte Ueberlieferung weiß von ihm zu berichten. Nur die Sage webt ihr Gespinnst um das Kreuz und das Volk weiß von schaudervollen Taten, die hier einst getan und nicht gesühnt wurden. Wenn du ermüdet von eindrucksvoller Wanderung im weiten Walde im Orte am Abend ausruhest, erzählt man dir gerne, was einst geschehen; aber vielerlei sind die Vermutungen, und was wirklich war, wird man nie erfahren.

In alter Zeit war der Bienwald ein vielerorts jumpfziger und unzugänglicher Schlupfwinkel für allerlei lichtscheues Volk. Räuber und Wilderer trieben darinnen ihr Unwesen, waren ein Schrecken für die ganze Umgebung. Die kriegerischen Zeilkünfte gerade hier im Grenzgebiete brachten diesen Banden immer wieder neuen Zuzug. Besonders die Förster hatten unter diesem Gesindel viel zu leiden, wenn sie nicht vorzogen, mit ihm gemeinsame Sache zu machen oder über seine Untaten hinwegzusehen. Einstens aber, so erzählt man, lebte ein Förster, der nicht gewillt war, dem räuberischen Volke zu willigen zu sein. Wo er nur konnte, stellte er den Unholden nach. Manchen von ihnen konnte er zur Strecke bringen. Die aber taten sich schließlich zusammen und führten gegen den mutigen Förster einen ernsten Kampf. Der Unglückliche erlag der Tücke und der Ueberzahl. Die Unmenschen banden ihn mit dem Kopfe in einen Ameisenhaufen, so daß er elend zugrunde gehen mußte. Ein hohes, weißes Kreuz an jener Stelle aber diente dem trennen, unglücklichen Jägersmanne zum Gedächtnis.

Albert Schneider / Das Märchen von den unnützen Wünschen

I.

Als die Krämerin Balbine am Kirchenplatz unerwartet starb und nichts hinterließ als ihren großen, hungrigen Buben, fingen die Bauern am offenen Grabe zu streiten an, wer diesen wohl zu sich nehmen werde. Der eine sagte, er wolle ihm am Begräbnistag noch einmal das Vesperbrot geben, mehr könne er nicht leisten; der andere versprach die Morgensuppe für den kommenden Tag; ein dritter war sogar bereit, allwöchentlich das Sonntagessen zu opfern. Für ständig aber wollte ihn keiner im Hause haben, und jeder verlangte obendrein eine Menge Gegendienste. Da schlich sich der Michel heimlich davon und schritt zum Dorf hinaus. „Wenn mir's schon schlecht gehen soll,“ dachte er, „so mag's geschehen, wo mich niemand kennt. Verhungern kann ich überall.“

Unter solchen Gedanken wanderte er eine Strecke weit auf der Landstraße hin, bog dann in die Waldstraße ein und gelangte ans gräßliche Gut. Vor dem goldspitzigen Parkgitter blieb er stehen und drückte das Gesicht zwischen die Stäbe, denn drinnen auf dem weißen Kies war ein herrlicher Platz, und auf dem herrlichen Platz spielte ein noch herrlicheres Menschenkind. Obwohl es ziemlich erwachsen war, saß es auf dem ebenen Boden, ließ

Zu einer Zeit, da dieses Kreuz schon lange zerfallen war, rückte wiederum ein pflichtgetreuer Förster den Wilderern mit allen Mitteln zu Leibe. Sein Gewehr brachte manchem der Gesellen bitteres Leid. Den Wilderern aber glückte ebenfalls ein Rachezug gegen den gestrengen Förster. Sie konnten ihn einfangen und hängten ihn mit den Füßen nach oben in eine hohe Eiche. Doch sie ließen sich durch die inständigen Bitten des also Gehentken erweichen und schenkten ihm Leben und Freiheit, nachdem er geschworen hatte, nie wieder ihnen nachzustellen oder überhaupt wieder mit dem Gewehre in den Wald zu gehen. Zum Gedächtnis an diese fast wunderbare Errettung ließ der Förster die Eiche fällen und aus ihr ein hohes Kreuz zimmern, weiß anstreichen und dort errichten, wo es noch heute steht.

Aber nicht nur in alten Zeiten trieb hier lichtscheues Gesindel sein Unwesen. Noch heute leidet das Wild und seine rechtmäßigen Hüter unter immer wiederholten Einbrüchen leidenschaftlicher Wilderer. Jetzt, da der Bienwald wieder Grenzwald geworden ist, dringen immer wieder ungebetene Gäste, dem Wilde zum Harm, über die Grenze.

Schon seit frühester Zeit war die Gegend an der Lauter immer wieder Kampf- und Kriegsschauplatz. Manches Mal und manche Anlage weiß ebenso, wie viele alte Flurnamen, davon zu berichten. Reste der kriegerischen Stimmung schlummern noch heute im Blute der Bevölkerung der Grenzorte, die in den früheren, unruhigen Zeitaltern immer auf der Hut und immer zur Verteidigung von Gut und Blut bereit sein mußten. Diese Stimmung findet man noch heute vielfach bei den Wilderern, namentlich einiger elassischer Grenzörster, rege und wach. Besonders der Weltkrieg hat viele dieser Instinkte wieder geweckt. So war nach dem Kriege das Leben des Försters (und auch des Zöllners), der im Bienwalde treu seine Pflicht erfüllen wollte, in steter Gefahr. Die Forstleute des besetzten Gebietes waren entwaffnet worden, die wildernden Banden aber, die in hellen Haufen über die Grenze im Bienwalde einfielen, waren alle mit Militärgehwehren ausgerüstet. Die Förster waren vollkommen wehrlos.

Erst nachdem Förster und Zöllner wieder Waffen tragen durften, konnte dem Wildererunwesen zu Leibe gerückt werden. Regelmäßige Feldzüge wurden in der Gegend um das weiße Kreuz ausgeführt und durchgeführt. Kämpfe fanden hier statt, bei denen oft auf beiden Seiten einige Duzend Leute beteiligt waren. Das gesamte Personal der Forstämter, Zöllämter und der Gendarmeriestationen mußte häufig aufgebaten werden, um den Massenüberritten der Wilderer begegnen zu können. Die Grenzübergänge mußten besonders an vielen Sonntagen geradezu belagert werden.

Und trotzdem mußte manches Stück Wild sein Leben unter der Angel räuberischer Wilderer lassen, die keine Schonzeit, keine Hegezeit kannten, die rücksichtslos alles niederknallten, was ihre dunklen Wege kreuzte. Manches Reh und mancher Hase verendete überdies elend in tödlich gestellter Schlinge.

Nur langsam gelingt es, dieses Wildererunwesens Herr zu werden. In solchen Zeiten erscheinen die Sagen und Erzählungen, die das Volk um das weiße Kreuz webt, in einem eigentümlich reizvollen Lichte, und gewinnen viel an Wahrscheinlichkeit.

So steht das hochragende Kreuz noch heute in einem Brennpunkte menschlicher Leidenschaftlichkeit, ein übergroßes, mahnendes, schlichtes Mal.

ein kleines Marienkäferchen seinen Fingern entlang klettern, und wenn das Tierchen sich mit halbgesperrten Flügeln auf einen anderen Gipfel schwang, lachte es das vergnüglichste Lachen. Nach einer Weile hob es sein dunkles Gesichtchen und entdeckte den unermuteten Beobachter.

„Ei,“ rief es da, „was du für schöne blonde Haare hast! Laß dich einmal betrachten! Und die schönen blauen Augen! Wie heißt du?“

„Michel,“ antwortete der groß gewachsene Junge und ward über und über rot.

„Michel? Das ist mir ein recht seltener Name. Bei uns heißen sie alle Eberhard, Willibald, Adalbert und so, aber Michel heißt keiner, und darum gefällt mir dein Name. Komm herein!“

Obwohl der Michel keine Unterweisung in den ritterlichen Sitten genossen hatte, hätte er's doch als unschicklich empfunden, einer solchen Aufforderung nicht Folge zu leisten. Er überwand seine Scheu und ging ans große Gittertor, um es zu öffnen. Das zierliche Menschenkind aber stand bereits davor und erwartete ihn. „Ach, Fränkchen Prinzchen, ist es auch erlaubt?“ fragte er ängstlich.

„Ich heiße nicht Prinzchen, man hat mich Komteschen Sibylla zu nennen,“ antwortete das kleine Fräulein, „und erlaubt ist hier alles, was ich will; verstehst du?“

Sie nahm ihn entschlossen an der Hand und führte ihn zur gräßlichen Gnaden, dem Herrn Vater — die Mutter war nämlich schon lange tot — und die gräßlichen Gnaden konnten nicht anders, als den Michel ihrem Töchterchen zur Unterhaltung zu geben. Er mußte gleich mit Sibylla Kaffee trinken und seines Gebäck essen, dann wurde er überall im Schlosse und den Ställen umhergeführt. Am Abend brachten sie ihn in eine blühende Stube im Gefindehaus, in der er allein schlafen durfte, und als er am Morgen aufwachte, war es ihm nicht anders, als ob er in den Himmel gefallen wäre und vergessen hätte, wie es auf Erden aussieht.

Daß dem Komteschen jeder Wunsch erfüllt ward, kam daher, daß das gräßliche Schloß eigentlich der Frau Gräfin zu eigen gehört hatte; nach einem uralten Erbvertrag mußte das ganze Gut an ihr Geschlecht zurückfallen, sobald sie ohne jeglichen Erben starb, und wenn nur ein weiblicher Erbe da war, so mußte dieser den zweiten Sohn ihres ältesten Bruders heiraten. Das war nun gerade der Fall des kleinen Komteschens Sibylla. Sie war bereits versprochen, und da ihr Vetter, der junge Graf Voltrian, ein herzloser und bössartiger Mensch war, suchten die Gräßlichen Gnaden, ihr Herr Vater, sie im voraus für spätere Trübsalstage zu entschädigen und tat ihr alles zu willen.

Der Michel brauchte diesen Ansporn nicht, um dem Komteschen willfährig zu sein, er gab sich aus eigenem Antrieb alle erdenkliche Mühe, ihr Freude zu machen. Er haßte grüne Frösche für sie und schlank, rotbäuchige Molche, suchte Steinchen und Pflänzlein jeder Art, fuhr mit ihr im kleinen Eselsgefährt durch den Garten, trug sie über Brücken und Stege, kletterte auf Bäume um einen Mittelzweig und war unglücklich, wenn sie keine Bitte an ihn hatte.

Da sagte Sibylla eines Tages nachdenklich zu ihm: „Eines vermagst du mir doch nicht zu holen, Michel, und steigst du auch auf den höchsten Baum.“

„Und was wäre das, Komteschen Sibyll?“ fragte er harmlos. „Ei gewiß, du dummer Michel,“ antwortete sie und sekte ihm die Dinge auseinander.

Er wurde ganz traurig darüber und sagte: „Nein, ach nein, Komteschen Sibyll, da kann ich freilich nichts machen. Dazu müßte ich unsagbar reich sein.“

„Reich?“ fragte Sibylla; „wer ist reich? Wer alles kann, was er will. Aber so reich ist selbst der Kaiser Schallein nicht.“

Sonst war der Michel immer derselben Meinung gewesen wie sie, diesmal aber hatte er seine eigenen Gedanken; er glaubte nämlich fest daran, daß dem, der Geld hat, nichts unmöglich ist. Weil er aber ein so betrübtes Gesicht machte, fuhr ihm Sibylla mit ihrem weichen Händchen über die Backen und sagte: „Wir wollen's vergessen; zu ändern ist doch nichts daran. Sieh dort den rotgebänderten Schmetterling! Sei fröhlich, Michel, und fange mir ihn!“

Da liefen beide hinter dem behenden Faltertierchen drein, und dann gab's andere lustige Dinge, und von der traurigen Hochzeit wurde nimmer geredet.

Der Michel aber behielt seine Sorge im Kopf und trug sie durch Jahr und Tag. Jedesmal, wenn sie ihm in den Sinn kam, spürte er einen erdenbittern Vermutstropfen auf der Zunge. Aber der Himmel kam ihm darum nur um so süßer vor, und er hätte gar nicht schöner sein können, wenn Sibylla ein leibhaftiges Engelchen gewesen wäre und der liebe Gott ihn als ihren einzigen Gepielien abberufen hätte.

So gingen die blühenden Kinderjahre rasch dahin, und der Michel erkannte eines Tages mit Schrecken, daß das traurige Ereignis nicht mehr fern lag. Sibylla war ein hohes, stolzes Fräulein geworden, und obgleich er allerlei Dienstleistungen hatte auf sich nehmen müssen, wie das Fegen des Schloßhofes, das Reinigen des Schuhwerks der Gräßlichen Gnaden und der zierlichen Schühchen des Komteschens, das Wischen der Ställe und noch manches andere dazu, so fühlte er doch, daß Sibylla nicht darum so kalt und hochmütig gegen ihn tat, sondern weil sie ihm ihren Kummer zu verbergen suchte.

Damals war es zur Gewohnheit geworden, daß der Michel dann und wann mit dem Eselchen nach der nahen Stadt fuhr, um die immer größer werdenden Wünsche des Komteschens alle zu erfüllen, und während er bei solchem Anlaß einmal sein Gefährt durch die Straßen trieb, sagte er ganz laut vor sich hin: „Ach, wenn ich doch einen Berg von Silber hätte! Damit wäre alles getan!“

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so sah er ein seltsames Männlein geraden Wegs auf sich zukommen. Es ging nicht auf dem Fußsteig wie die Städter, sondern mitten auf der Straße, seine Hosen trug es hochaufgekrempt, an den überaus dünnen Beinen, die daraus hervorragten, schlappten ein paar lange Schnabelschuhe, den Kopf bedeckte ein hoher, zylinderförmiger, grauer Filz, und der Leibrock um sein enges Brustchen flatterte mit zwei langen Flügeln bis fast auf den Boden. Ehe der Michel sich dessen recht versah, stand der wunderliche Straßen-

treter vor ihm und redete ihn an, als ob er ein bereits begonnenes Gespräch fortzusetzen hätte.

„Schon gut, ja, schon gut,“ sagte er, „Ihr seid eben auch einer von den Meinen. Kommt nur mit mir, Euch soll geholfen werden.“

Der Michel, der nichts anderes glauben konnte, als daß man seinen Wunsch vernommen hatte, nahm seinen Esel am Zaum und folgte dem Männlein.

Es geleitete ihn in eine Seitengasse hinein, die wand sich ein paar mal im Bogen, mündete in engere und immer engere Gäßchen, und in einem derselben stand ein niederes Haus mit schmalen Bogenfenstern an den Fenstern und einem großen Schild über der Haustüre, das die Aufschrift trug: Die Halle der Erfüllung.

„So, nun führt Euer Gefährt in den Hof,“ sagte das Männlein, „und kommt von hier vorn in meine Stube hinein!“

„Wer seid Ihr?“ fragte der Michel. „Wenn Ihr einmal Euer Schicksal kennt, so kennt Ihr vielleicht auch mich.“

„Seid Ihr denn der Schicksalsmann?“ fragte der Michel wieder.

„Kommt nur, so werdet Ihr sehen!“ antwortete das Männlein und überließ ihn sich selber.

Der Michel brachte sein Eselchen durch ein schmales Winkelgäßchen in den Hofraum, legte ihm eine Decke über den Rücken und kehrte zum Hauseingang zurück.

Als er die halbbreiterischen Stufen hinauf gestiegen war, befand er sich unvermutet in einer ganz fremdartigen Umgebung. Das schwache Tageslicht, das die Scheiben hätten hereinlassen können, war durch dicke Vorhänge völlig abgeblendet, eine Art Laterne mit pflanzlichem Glas schickte einen wehmütigen trostlichen Schein über das einfache Wirtstubenmobiliar, das auf dem geschmuckten Boden herumsand. An den niederen Tischen saß eine Reihe Männer, jeder in anderer Kleidung, der eine in der Arbeitsschürze, der andere im Straßenanzug, ein dritter wieder in seiner Gesellschaftsstoilette, kurz, es waren Leute aus allen Schichten des Volkes versammelt. Alle beugten sich in gleicher Weise mit aufgestemtem Ellbogen über kleine Porzellannäpfechen und schienen begierig den bläulichen Rauch einzufangen, der wirbelnd aufstieg und sich im Lampenschein rot säumte wie die Schafwölkchen am Abendhimmel.

Eben erhob sich einer der stillen Gäste und nickte dem Männlein zu.

„Hat es das Rechte getan?“ fragte dieses.

„Alles wie immer,“ antwortete der Gast und ging mit halbgeschlossenen Augen hinaus, ohne daß man den Tageschein vor der geöffneten Türe wahrgenommen hätte. Der Michel zögerte, den freigewordenen Platz einzunehmen, wurde aber mit sanftem Druck an den Tisch geleitet und widerstrebte nicht. Kaum hatte er sich niedergesetzt, als ein neues Näpfechen vor ihn hingehoben wurde, in dem ein braungrünes, wie aus getrockneten Kräutern bereitetes Pulver lag. Es fing von selbst zu rauchen an, ein wunderbarer Duft nahm dem Michel die Sinne gefangen, und er hörte auf, nachzudenken.

Ein schöner Traum trug ihn fort und brachte ihn in den äußersten Winkel des gräßlichen Schloßparks, wo der Wiesentain sich sanft gegen das Grenzgemäuer hinausschob. Dort hatte er oft an der brüdelnden Wegböschung nach Käfern und Eidechsen gesucht, nun sah er's schillern und gleichen von edelm Geheiß, das von Gold- und Silberadern durchströmt war. Er brach die Stücke heraus, ließ sie in der Sonne blinken und war überzeugt, daß er den Reichtum gefunden hatte, nach dem ihn verlangte. Da fing sein Herz an voll zu werden von lauter blühenden Hoffnungen, und bald regte sich kein Wunsch mehr darin. Als alles in ihm still geworden war, erhob er sich langsam und ging der Türe zu.

„Was wähnt Ihr nun?“ fragte ihn das Männlein, das plötzlich wieder vor ihm stand.

„Ich meine, es wird alles gut werden,“ antwortete der Michel überzeugt.

„Dann hütet ja strenges Schweigen über das, was Ihr gesehen, sonst werdet Ihr alles verderben,“ gebot ihm das Männlein und verschwand.

Draußen wunderte er sich, daß der Tag sich schon zu neigen begann, und er hatte doch geglaubt, nur ein kurzes Viertelstündchen drinnen gefessen zu sein. Er sah sich nach seinem Wägelchen um; es stand unter dem Dachvorsprung geborgen, das Eselchen hatte einen Futtertrog vor sich stehen, den es leer gefressen hatte. Er nahm es am Zaum und zog bedächtig seinen Weg mit ihm, von den Gäßchen in die Gassen, von den Gassen in die Straßen, und alles kam ihm neu und fremd vor und war doch nur, wie er's immer gesehen hatte. Ohne Aufenthalt trieb er sein Tierchen an, fuhr zur Stadt hinaus in die kurze Waldung, die er durchqueren mußte, und langte erst bei sinkender Nacht im Schloßhof an. Aber niemand schalt ihn, daß er so spät heimkehrte; selbstamerweise fand sich alles, was er zu besorgen hatte, wohl verwahrt in seinem Wagen.

(Fortsetzung folgt.)